

Behtntes Kapitel.

Es war ein wunderschöner Julinachmittag, im Binnenlande schier erdrückend heiß; aber hier am Meere, wo vom Wasser her ein kühler Wind über die Dünen und den Strand von Westerland hinstrich, war es herrlich erfrischend. Keine Wolke am Himmel! Das Meer glitzert und funkelt in der Sonne. Kein heftiger Wind, und doch brechen sich die Wellen schäumend und brausend am Ufer, zieht sich wie ein silberglänzendes Band die Brandung längs der Küste von Sylt hin. Unabhängig vom Einfluß des Windes stürzen sich die Wellen hier über vorgelagerte Sandbänke und plagen donnernd auf dem Sande auf. Eine Flut von Sonne und kein Sturm! Und dennoch wagt sich kein Schiff hinaus, und nur selten vermag das Auge ganz fern am Horizont ein paar schwarze Punkte, fremde Fischerböte, zu erblicken, sonst nichts als Meer, Himmel und weiße Möwen, mit denen unsere Gedanken wandern mögen.

Wo sollen wir hin auf dieser Riesenfläche, wo weit und breit kein Streifen Landes schimmert? Wir haben keine Lust, ja ein Grauen überkommt uns, wenn wir uns in diese Unendlichkeit wagen wollten.

Der Mensch kommt sich winzig klein vor, nicht als „Herr der Schöpfung“, wenn er am Strand oder auf den Dünen von Sylt steht und seinen Blick über die öde, weite Wasserfläche schweifen läßt. Eine Ahnung von Gott und der Ewigkeit dämmert in ihm auf. Das Meer hier ist so erdrückend, so allmächtig und singt, trotz blauem Himmel und Sonnenglut, ein so schwermütiges, tottrauriges Lied, daß uns die Lust zu Vergnügungsfahrten vergeht. Ein Lied von den wogenden Wälbern und mächtigen Städten, die einst hier gestanden, und die alle in wilden Stürmnächten dem Meer zum Opfer gefallen. Alle! Bis die ganze Insel wird verschlungen sein. Der Boden, auf dem wir stehen, ist dem Tode geweiht! Das macht den, der Sylt liebt, traurig, läßt ihn nicht los, ob er nun den Strand hinauf oder durch die sonnendurchglänzte Haide wandert. Den Strand hinauf nach Wenningstedt zu, weit ab von den übrigen Badegästen, die sich in diesem Jahre nicht allzu zahlreich in Sylt eingefunden hatten, denn damals war Sylt gottlob noch nicht so „Mode“ geworden wie heute, saß Luise von Trebbin auf einem Sandhügel, den Kinder, unerreichbar für die nun heranstürmende Flut, beim Spiele aufgeworfen. Sie hatte die Hände trüg im Schoß liegen, sie konnte am Meer weder arbeiten noch lesen, sie wäre im Stande gewesen, den ganzen Tag ununterbrochen den Wellen zuzusehen. Frau Schönborn fand das unbegreiflich. Was sah man da? Es war ein rechter Mangel, daß sich hier bei Westerland nie ein Schiff blicken ließ. Ihre Nichte war anderer Meinung, sie empfand diesen

„Mangel“ nicht. Sie wollte nur das Meer sehen, nichts als das Meer, ohne Zusatz, unberührt von den Menschen, so wie es von Ewigkeit her gewesen war. Auch war sie froh, daß da nach Westen keine Insel vorgelagert war und sie nichts als Himmel und Wasser sah. Seit vierzehn Tagen war Luise mit Schönborns in Sylt. Heute Nachmittag waren ihre Verwandten nach Munkmarsch, dem Landungsplatz der Dampfschiffe, gefahren, um eine befreundete Familie, die ankommen sollte, abzuholen. Am selben Morgen hatte Cilli nach dem Baden einen sehr wertvollen Ring verloren; sie war noch nicht imstande gewesen, heimlich die nötigen Schritte zu thun, um ihn wiederzuerhalten. Heute Nachmittag bot sich für Luise eine gute Gelegenheit hierzu und reiche Muße das Versäumte nachzuholen, auch die Stelle am Strand, wo Cilli den Ring verloren zu haben glaubte, noch einmal gründlich abzusuchen. Das lag Cilli am meisten am Herzen, und davon versprach sie sich sogar Erfolg. Luise war so zuverlässig, hatte so scharfe Augen, sie fand den Ring gewiß, und so nahm Cilli mit Freuden den Vorschlag, den ihr ihre Cousine selbst machte, an. Ein Vorwand, zuhaus zu bleiben, war bald gefunden. Nach sieben Uhr wollte man sich im Hotel Royal treffen; um drei Uhr waren Schönborns fortgefahren. Der Dampfer kam später, aber Schönborn hatte eine besondere Vorliebe für Munkmarsch und wollte dort, auf der Veranda des kleinen Gasthauses, mit allem Behagen seinen Kaffee trinken.

Den Ring hatte Luise natürlich vergeblich in dem dicken Sande gesucht, zu ihrer größten Ent-

täuschung; sie hätte Cilli so gern die Freude gemacht. Dann hatte sie den Verlust angezeigt, hatte selbst noch einen Zettel geschrieben, den sie an der Treppe, die zum Strande herabführte, anklebte und war dann durch die sonnige Haide dem Herrenstrand zugegangen. Wie köstlich war das, einmal mit seinen Gedanken allein zu sein! Das einzige lebende Wesen in ihrer Nähe war eine Möwe, die langsam auf sie zuwatschelte, weil ihr Lulse ab und zu ein paar Brocken hinwarf, die das Tier gierig erhaschte, um dann, von einer plötzlichen Bewegung Lulsens erschreckt, sich in die Luft zu erheben und mit schwerem Flügelschlag längs der Dünenreihe hinzuschweben. Wie schön sie in der Luft, unter dem tiefblauen Himmel aussieht, oder auf dem Wasser, wenn sie sich von den Wellen tragen läßt, und wie häßlich und dumm in der Nähe! Wie schön war's heut, wie wunderschön!

Lulse machte sich's bequem in dem warmen Sand, streckte sich aus, legte den Kopf etwas erhöht, schob die verschränkten Arme darunter und sah den Wellen zu, wie sie langsam von weitem heranrollten, anscheinend immer mehr Wassermassen sammelnd, bis ihnen der mächtige Wogenkamm zu schwer ward, sie sich langsam umbogen, donnernd am Strande aufplagten und der weiße Schaum weit im Sande verlief. Dann kam noch eine und wieder eine, so war's von Ewigkeit, so sah es der erste Mensch an dieser Küste. Menschenhand hat Gottes Werk nicht verstümmeln und verpfuschen können.

Wenn sie doch ihren Vater und Annie hier hätte! Der Abschied vom Vater war Lulse so fürchtbar

schwer gefallen, daß sie im letzten Moment noch umgekehrt wäre, wenn ihr nicht Steffens' Ankunft gedroht hätte.

Wo er wohl sein mag? Sie ließ träumend den Sand durch die Finger gleiten. Wenn sie ihn hier hätte! Eine halbe Stunde! Einmal mit ihm am Meere! Wenn er damals, als er das Lied sang, geahnt hätte, was ihnen alles bevorstand! Sie zog einen Brief aus der Tasche, seinen Brief, den sie eigentlich hatte verbrennen wollen, und den sie heut mit an den Strand genommen. Sie setzte sich auf, und den Rücken gegen die Sonne gekehrt, begann sie zu lesen. So konnte sie die Gestalt nicht sehen, die auf sie zukam und war auch zu vertieft, um zu bemerken, daß nun jemand hinter ihr stehen blieb und ihr zusah. Erst als eine Stimme: „Guten Tag, Luise,“ sagte, blickte sie auf.

„Großer Gott!“ Sie sprang auf und stieß einen Schrei aus. Das war Steffens! Sie zitterte am ganzen Leibe, war keines Wortes, keiner Regung fähig. Wie eine Erscheinung, als wäre er aus dem Boden gewachsen, stand er mit einem Male im grellen Sonnenlicht vor ihr. Nein! Er kann's nicht sein! Das Lesen des Briefes hat sie erregt, ihre Sinne gefangen genommen, sie sieht Gespenster am hellen Tage. Sie fuhr sich mit ihren zitternden Fingern am Kleide herab, als wollte sie sich von ihrer eigenen Existenz überzeugen, strich sich mit der Hand über die Augen. Nun wird das Phantom verschwunden sein. Aber nein, als sie die Augen wieder aufschlug,

stand er wahrhaftig immer noch da und sah sie unverwandt an.

„Warum kommen Sie zu mir? Was wollen Sie bei mir?“ stieß sie angstvoll heraus.

„Was ich bei Dir will? Das fragst Du mich?“ sagte er, ihr näher tretend, „Dich sehen, Dich sprechen! weiter nichts. Auf der langen Reise bis hierher hat mich ein Gedanke zu Tode geheßt: was wird sie sagen, wenn du plötzlich unverhofft vor ihr stehst? In solchen Momenten plötzlicher Überraschung stellt sich kein Mensch, giebt sich jeder, wie er ist. Nun lese ich nichts als Schrecken auf Deinem Gesicht.“

„Was hätte ich wohl thun sollen, wenn Cilli dabei gewesen? Dir vielleicht in die Arme fliegen?“ Unbewußt kam das „Du“ über ihre Lippen.

„D, besorge nichts. Dann hätte ich Dich nicht überrascht. Tagelang wäre ich um Euch herumgestrichen, um Dich einmal allein zu haben. Und wenn mir's am Tage nicht gelungen wäre . . .“

„Dann wärst Du in der Nacht gekommen,“ sagte sie bitter, „was liegt Dir daran, ob Du mich kompromittierst!“

„Luiſe, Du mußt mir's verzeihen haben, was ich Dir damals that. Heut' kannst Du mit mir machen, was Du willst. Die drei Monate Trennung von Dir haben meine Kräfte aufgebraucht, mich müde gemacht. Nur sei freundlich gegen mich! Du weißt es nicht, wie ich mich auf Dich gefreut. Was hast Du da in der Hand? Meinen Brief? Wirklich? Ach, Du Süße, Einzige!“

Er faßte ihre beiden Hände und bedeckte sie

mit seinen Rüffen. „Laß uns ins Hotel gehen, um auf Cilli zu warten.“

„Nein! Nur das nicht! Ich bin jetzt nicht in der Stimmung, gleichgültigen Menschen zu begegnen. Ich mag Cilli jetzt nicht sehen. Geh' ein paar Schritt mit mir den Strand hinauf, wenn Dir das Gehen in dem weichen Sand nicht zuviel Mühe macht. Es ist so wunderschön! Nur ein paar Schritt! Ich wohne nicht in Westerland, sondern etwa eine halbe Stunde von Euch, in Wenningstedt. Nur ein paar Schritt!“ Als er sah, daß sie zauderte: „Du siehst ja, wie ruhig ich bin. Weißt Du's noch, Luise, damals, als ich Dir das Lied sang? Damals fing es an, damals sah ich Dich die ganze Nacht vor mir. Wir könnten es besser haben als die Zwei, wenn Du es nur wolltest. Wenn Du mich lieben wolltest! Ich hab's noch nie von Deinen Lippen gehört, daß Du mich liebst.“

Er sah wie trunken nach ihrem Mund. Wenn er ihn küssen dürfte! Ein einziges Mal! Wenn sie ihm freiwillig die Lippen zum Kusse reichte! Sie ging stumm neben ihm her.

„Bist Du gern hier, Luise?“

„Ja. Unsagbar gern!“

„Wie ich an Dich gedacht habe, als ich hörte, Du seist ans Meer gekommen! Ich habe manchmal geglaubt, ich müßte der erste sein, der Dich dahin brächte; das ist nun vorbei, wie so vieles andere auch. Wie war's, als Du das Meer zum erstenmal sahst?“

„Wie es war? Wir kamen nachmittags um

zwei Uhr an. Die anderen gingen gleich zu Tisch; ich hatte keinen Hunger. Ich war viel zu erregt, weil ich es nicht erwarten konnte über die Dünen fort zu kommen und das Meer zu sehen. So wanderte ich in der Gluthitze allein durch die Haide dem Meere zu — ich brauchte keinen Wegweiser — quer durch nach den Dünen hin. In der Haide war's totenstill um diese Zeit, kein Mensch zu sehen. Die Fremden waren alle bei Tisch und die Einheimischen in ihren Häusern. Wie ich so dahinging, hörte ich immerfort ein leises, dumpfes Rauschen. Das muß das Meer sein, sagte ich mir, so ein Geräusch hab' ich mein Lebtag nicht gehört. Je näher ich den Dünen kam, desto lauter und vernehmlicher ward es, desto kühler der Wind, der über den langen Dünenhafer hinschrich. Und nun stand ich oben! Nun lag's vor mir! Gott im Himmel, Georg," sagte sie leidenschaftlich erregt, „so hatte ich mir es nicht gedacht, nicht so groß, nicht so gottähnlich und so vollkommen, und weil ich mir nicht anders Lust machen konnte, warf ich mich auf den Sand da oben und schluchzte vor Entzücken. Ich bin ein Narr, nicht wahr?"

„Nein, Du bist zu beneiden. Lieb mir Deinen Arm!"

„Wir müssen umkehren; es wird zu spät."

Sie wußte selbst nicht, wie weit sie schon gegangen.

„Noch ein paar Schritt, Luise! Denkst Du noch daran, wie wir an dem Abend mit dem Kind nachhaus gingen, wie es zu mir sagte: ich müßte Dich lieben? An jenem Abend war es mir klar, daß ich Dich liebte. Luise, hörst Du mich?"

Sie schritt, den Kopf gesenkt, neben ihm her. „Ja.“

„Und dann der andere Abend, Luise! Du warst selbst schuld daran, warst so berückend schön. Ich kann es heut noch nicht bereuen, wenn ich Dich auch damals unglücklich machte.“

„Wenn uns jemand gesehen hätte!“

„Ja, wenn! Ich wollte, die ganze Gesellschaft wäre dabei gewesen, dann war es aus mit dem feigen Zaudern, der ewigen Rücksichtnahme. Dann wären wir heute weiter. Dann trat ich damals vor die Welt hin: sie wird mein Weib. Ich kann thun mit ihr, was mir beliebt. Du warst eben ‚kompromittiert‘, Luise,“ sagte er, ihr leidenschaftlich in die Augen sehend.

Wie wonnig das war! so neben ihm zu gehen, nichts zu hören als seine Stimme und das leise Rauschen!

„Warum gingst Du damals fort?“ sagte sie nach einer Weile.

„Weil ich Dich vergessen wollte, und je weiter ich von Dir ging, desto heißer wurde meine Sehnsucht, bis ich dann den Brief schrieb, auf den keine Antwort kam. Du weißt es nicht, was ich um Dich gelitten, Luise.“

„Doch!“

„Nein. Du weißt es nicht, weil Du mich nicht liebst.“ Stillstehend und ihren Arm in dem seinen haltend: „Liebst Du mich, Luise? Sag's mir ein einziges Mal im Leben! Wenn's Dir schwer fällt, neige nur Deinen Kopf; damit bin ich schon zufrieden.“

Sie hatte zu ihm emporgeblickt, als er gesprochen;

nun neigte sie, von dunkeltem Rot übergossen, den Kopf zur Brust herab.

„Du liebst mich, Luise! Liebst mich!“ jubelte er auf. „Nun einen Kuß, Liebste! einen einzigen.“

Sie reichte ihm ihre Lippen entgegen. Er schlang die Arme um sie und küßte sie, küßte sie, als wenn das Meer im nächsten Augenblick die beiden verschlingen und er noch einmal alle Küsse der Welt in sich trinken wollte. Ihre Wangen, ihr Haar, ihr Mund, ihre Augen, alles erglühte unter seinen Lippen zu heißer Luft.

„Noch ein Mal! Ein einziges Mal!“

Und wieder bot sie ihm ihren Mund dar, neigte sich das Männerantlitz zu ihr herab und preßten sich zwei heiße Lippen auf die ihren. Über ihnen flog eine Möwe, die Dünenreihe entlang, ihrem Neste zu. Wie sie gerade über ihnen war, wendete sie in der Luft den Kopf, ließ das widrige Hohngelächter der Möwen erschallen. Ihr Menschenkinder, was seid ihr für Narren, euch jetzt im heißen Sommer in Lieb' zu umfassen; jetzt bringt's kein Glück. Das thut man im Frühling. Hört ihr's, im Frühling! Und noch einmal den Schrei ausstoßend, flog sie weiter.

„Komm dort auf die Düne, Liebchen. Du wolltest ja vorhin die Sonne dort untergehen sehen.“

„Ich kann nicht, Georg. Ich bin zu müde.“

„Dann komm, laß mich Dich tragen, Luise! Laß mich Dich tragen!“

Wie sie durch den tiefen Sand gingen, der sich, wie es Luise auf einmal schien, nun wie Blei an ihre Sohlen hängte und sie an den Einschnitt kamen,

durch den sie zur Düne emporsteigen wollten, schlang er die Arme um ihren Leib, um sie emporzutragen. Da er den warmen Frauenkörper in seinen Armen fühlte, rann's ihm wie Feuer durch die Adern. Wenn sie heut noch sein eigen würde, sein Weib! Ihm graute vor dem Gedanken, daß sie die Nacht von ihm gehen, mit Cilli allein sein würde, mit Cilli, bei deren Anblick Reue und die alten Gewissensqualen wieder kommen werden.

Als er zu ihr emporblickte, hielt sie ihm zitternd die Hand über die Augen. „Sieh mich nicht so an, Georg!“

„Fürchtest Du Dich vor mir, Liebchen?“ Dann ließen sie sich auf der Düne nieder.

„Ich wollte, wir könnten uns in der Kirche von Westerland trauen lassen,“ hob Georg wieder an, „dann lebten wir zusammen die ersten Wochen in Benningstedt, Luise. Dann trüg ich Dich, wenn Du müde wärst, alle Abende durch das dicke Haidekraut, durch die dunkle Haide auf meinen Armen in unser Haus,“ und da sie ihm den Mund schloß, „sei nicht böse, Liebchen, wenn ich so übermütiges Zeug rede. Du weißt nicht, wie überselig mir zu Mute ist. Ich war ein mürrischer Gesell geworden, als ich Dich nicht hatte. Nun bin ich toll vor Entzücken! Mir ist, als hätte ich Ströme Champagners getrunken, seit ich Dich in meinen Armen hier herauf getragen. Mir ist zu Mut wie den alten französischen Chevaliers, wenn sie bei hellerlichem Tage ihr Liebchen aus dem Kloster entführten.“

„Als ob ich mich entführen ließe!“

„O doch! Du liehest Dich entführen!“

Neben ihr liegend, während Luise saß, den Kopf in die rechte Hand gestützt, sah er ihr lachend in die Augen.

„Du kannst nicht mehr ohne mich sein. Meine Küsse haben Dich verzaubert. Sieh' einmal, wie wunderschön die Sonne untergeht!“

Sie war aus der Wolkenwand herausgetreten, die sie vor dem Untergang verhüllte, sank nun langsam, ein Feuerball, ins Meer und ließ die Flut purpurrot erschimmern.

„Fühlst Du's nun, Luise, daß Du lebst?“

„Ja!“ jubelte sie, in den Anblick verloren, „nun könnte ich sterben, nun weiß ich was Leben heißt.“

„Du bist von Sinnen! Jetzt fängt das Leben erst an. Du weißt noch nicht, was Leben ist,“ flüsterte er leidenschaftlich.

„Ich will nicht mehr davon wissen!“

Wie er jetzt den Arm um sie schlang und er ihr so nahe kam, daß sie seinen Atem fühlte, ward ihr glutheiß vor Angst.

„Luise, geh' mit nach Wenningstedt!“

„Großer Gott! Georg, bist Du von Sinnen?“

Sie wollte entsezt aufspringen; er hielt sie fest zurück. „Geh' mit nach Wenningstedt! Siehst Du, morgen früh gehe ich allein nach Westerland, um Schönhorns alles zu sagen. Ich nehme alles auf mich. Ich möcht's nicht haben,“ flehte er angstvoll, „daß Du vor unserer Trauung noch einmal mit ihnen zusammen kämest. Ich will es nicht haben, daß Du Cilli vorher noch siehst; ich will dem ewigen Schwanken

und Zaudern ein Ende machen. Ich traue Dir nur solange, als ich Dich neben mir habe. Mir wäre es am liebsten, wenn Du, nachdem ich mit Schönborns gesprochen, gleich mit mir nachhaus reistest, wo ich die nötigen Schritte zu unserer Trauung thun will. Du brauchst Cilli vorläufig nicht zu sehen. Es hat gar keinen Zweck. Ich will alles allein thun. Geh' mit nach Wenningstedt!"

Sie waren aufgesprungen, und die beiden Gestalten zeichneten sich scharf am Abendhimmel ab.

„Nein. Ich muß nachhaus!“

„Gut,“ sagte er finster, „dann gehe ich mit und spreche heut Abend noch mit Cilli.“

Sie sah ihn entsezt an. „Sag's ihr heut Abend noch nicht, Georg,“ und sie rang krampfhaft die Hände, „noch nicht heut Abend! Laß sie noch eine einzige Nacht glauben, daß Du sie liebst! Die lange Nacht ist so grauenvoll mit solchen Gedanken. Ich weiß nicht, wie sie sie durchmachen soll. Du weißt es nicht, wie sie schon um Dich gelitten. Ich aber weiß es, seh' es ihr täglich mit innerer Angst an, wenn sie es auch verbirgt. Um meiner Liebe willen, sag's ihr heut Abend noch nicht! Ich weiß nicht, wie ich die Nacht durchleben sollte, da man mir sagte, Du liebstest mich nicht mehr.“

Mit seinem Übermut war es längst vorbei. Die Angst sie von neuem zu verlieren, die Verzweiflung, die nun über ihn kam, raubten ihm die Gedanken, ließen ihn anfangs als Erwiderung keine anderen Worte finden als: „bleib bei mir!“

Wie er wieder den Arm um sie schlang, stieß

sie ihn angstvoll von sich: „Laß mich, Georg, Du erstickst mich,“ und zitterte am ganzen Leibe.

Dies brachte ihn einigermaßen zur Besinnung; er trat einen Schritt zurück und sagte in kurz abgebrochenen Sätzen, keuchend, als raube ihm Atemlosigkeit die Stimme: „Du brauchst mich nicht zu fürchten . . . ich thue Dir nichts . . . und hab' Dich doch in meiner Gewalt . . . ich könnte mit Dir machen, was ich wollte . . . wie ich Dich hier in meine Arme genommen und heraufgetragen, könnt' ich Dich mit mir nehmen . . . in mein Haus tragen, wie ein Geschöpf, das mir gehört . . . mit dem ich machen kann, was ich will. Erst wenn Du ganz mein bist, weiß ich, daß ich Dich habe, daß Du mir bleibst. Geh' mit!“

„Nein!“ sie wurde dunkelrot. „Ich kann die Nacht nicht mit Dir unter einem Dache sein.“

„O, da kannst Du ruhig sein,“ er blickte über sie hinweg dem Meere zu, „ich will, wenn Dir es beliebt, die ganze Nacht in der Haide herumlaufen, oder nein, ich will Dein Zimmer abschließen und vor Deinem Fenster Wache halten, damit Du mir nicht entschlüpfst. Du sollst,“ die Worte kamen mühsam hervor, „die ganze Nacht allein sein. Genügt Dir das?“

„Nein! Ich muß nachhaus. Schönborns würden sich tot ängstigen um mich.“

„Nun denn, so komm,“ sagte er wütend, „Dir ist es ja einerlei, ob Du einen Verzweifelten aus mir machst, wenn Du nur Deinen Willen durchsetzt.“

„Laß mich allein gehen.“

„Nein auf keinen Fall. Ich bringe Dich bis an's Hotel.“

„Wenn Dich jemand sähe!“

„Sie werden nicht. Wenn Dich übrigens von weitem jemand von einem Manne Abschied nehmen sieht, dann sag', was Du willst, Du hättest Deinen ‚Schatz‘ in den Dünen bei Wenningstedt getroffen und hättest Dich mit ihm geküßt. Was weiß ich?“ und er lachte auf, „'s war verzweifelt unschuldig.“

„Versprich mir, daß Du heut Abend nicht mit zu Cilli gehen willst. Ich will alles thun, was Du verlangst,“ sagte sie in ihrer Herzensangst, „will womöglich heut Abend sie noch darauf vorbereiten.“

„Ja, das möchte ich Dir raten,“ sagte er höhnisch, „ich könnte morgen früher kommen, als Ihr denkt,“ und in kurzem, herrischem Ton: „jetzt komm!“

Sie schritten langsam, jedes in Gedanken, die Düne hinab, so ganz anders als sie heraufgekommen. Dämmerig, totenstill lag die Haide vor ihnen. Von fern glänzte ein schmaler Silberstreif, das Wattenmeer; dicht vor ihnen strahlte, bald purpurrot, bald weiß, das Licht des Leuchtturms, vom Turmwächter gleich nach Sonnenuntergang angezündet. Ein paar Schafe, die in der Haide grasten, blöckten angstvoll auf, wie sie an ihnen vorübergingen, sprangen, an ihrem Strick zerrend, entsezt zur Seite, um dann mit dummen Augen hinter den beiden schweigsamen Menschenkindern herzublicken; einmal sprang ein Dünenhase dicht vor Luise auf, daß sie erschrocken zusammenfuhr.

Über Westerland stieg die dunkelgelbe Mond-

Fichel empor. Still schritten die beiden nebeneinander her; manchmal wollte es Luise scheinen, als wenn sie in dem dicken Haidekraut nur mechanisch die GEBewegung machte, wie in einem wüsten Traum, ohne von der Stelle zu kommen, als wenn der schmale Pfad, der sich vor ihr durch die Haide schlängelte, nie im Leben ein Ende nähme. Sie war so totmüde und graute sich doch vor zuhaus. Wie sich Luise umwandte, um einmal zurückzusehen und sie die weite, stille Haide hinter sich liegen sah mit der fahlen Dünenreihe, die jetzt im Abendlicht wie graue Gespenster ausfahen, kam ihr mit einem Mal Spangenberg's „Zug des Todes“ in den Sinn, jenes wunderbare Bild mit dem endlosen, unübersehbaren Zug der Abgeschiedenen, die durch die weite Haide dem unbekannten Land zuwandern, endlos, endlos, bis sich die letzten Gestalten in nebelhafter Ferne verlieren. Ihre erregte Phantasie spiegelte ihr vor, daß sie an der Spitze des Zuges mit Steffens, lautlos, selbst schon eine Abgeschiedene, dahinwandelte. Lauter und lauter rauschte das Meer, die Flut war im Steigen begriffen. Der Abendwind strich über die Haide kühl vom Meere her, daß sie fröstelnd zusammenschauerte.

„Was hast Du, Liebchen?“

Er schlang seinen Arm um sie; aber sie schmiegte sich nicht an ihn. Sie empfand nichts. Kein süßer Schauer lief ihr über den Leib. Sollte sie es ihm sagen, was für eine Vision sie eben gehabt, wie hoffnungslos und jammervoll sie dieses Heimgang stimmte? Nein. Sie sagte es nicht, aus Angst er

könnte darüber lachen, und ihr war nicht zum Lachen, er könnte sie in den Arm nehmen und küssen, und sie wollte jetzt nicht geküßt werden.

Als sie sich vorhin umwandte und das Bild vor ihrer Seele aufstieg, ward ihr so grauenvoll zu Sinn, daß sie nicht den Mut finden konnte noch einmal das Gesicht rückwärts zu wenden. Wer weiß, ob ihr nicht wirklich jemand folgt? Das gräßliche Haidegeespens mit seinem langwallenden, weißen Gewand, das sich immer in dem dicken Haidekraut fängt bis sich der Unhold von neuem wieder aufrafft, stürzend und fallend hinter den Menschenkindern herkommt und seinen langen hageren Arm nach dem Schulbigen ausstreckt. Wenn jetzt Georg nicht so ruhig und fest neben ihr herschritte, würde sie ihr Kleid in beide Hände nehmen und, wie vom Sturmwind gejagt, durch die Haide laufen, strauchelnd und stürzend, mit zerzaustem Haar und fliegendem Atem zuhaus ankommen. Ihr Haar war schon zerzaust. Er hatte ihr da oben die blonden Flechten aufgelöst, er wollte sehen, ob er sich wirklich in ihrer goldenen Haarflut fangen könne.

„Was ist das, Georg? Da, dort!“

„Wo, Luise? Ich sehe nichts.“

„Da auf dem Hünengrab. Was hoßt da?“

Zitternd drängte sie sich an ihn.

„Ach, das ist der Mann aus dem Haus, wo ich wohne. Der ist alt und kindisch. Du brauchst Dich nicht zu fürchten. Sieh doch, wie freundlich er nickt.“

Ja, er grinste sie blödsinnig, mit einem tierischen

Behagen an, als er das junge Paar an sich vorüber-schreiten sah.

Ob Walter, wenn er alt ist, einmal so werden wird? Was ihr Vater wohl heut Nachmittag gethan hat, als sie an Steffens Halse hing? Auf welche Weise wird sie ihm eigentlich ihr Verhältniß zu Steffens klar machen? Er mußte nur, daß Steffens in Schönborns Haus verkehrte und um Cilli werben wollte. Konnte sie sich denken, daß ihr Vater ihren Bund segnen würde? Nein. Das konnte sie nicht. Vielleicht stieß er sie von sich. Sie möchte dem Mann, der da neben ihr herging, ebensowenig etwas von ihrer Gewissensangst sagen, wie vorhin von ihrem Grauen.

Gorch! Was war das? Da raschelte es schon wieder hinter ihr, und wieder schrak sie zusammen. Ein Paar ging eiligen Schrittes, Arm in Arm, an ihr vorüber. Sie kannte sie von der table d'hôte. Tante Schönborn, die alles immer erfuhr, hatte ihr anvertraut, daß es ganz „gemeine Leute“ seien, die so zusammengelaufen und hier ihre Flitterwochen verlebten. Sie würden in den Dünen gewesen sein wie sie, sich auch an einer einsamen Stelle geherzt und geküßt haben, wie sie. Was war sie besser? Wie sie an ihr vorübergingen, kam es ihr vor, als wenn sie der Mann höhnisch grüßte: Nicht wahr, wir verstehen uns? Schamröthe stieg ihr ins Gesicht. Vor denen erröten zu müssen!

In der Nähe des Hotels angelangt, sagte sie: „Ich möchte lieber nachhaus. Zum Essen komme ich doch zu spät.“

„Gut.“

„Nimm aber hier schon Abschied, Georg. Geh' noch ein paar Schritte mit. Da ist es einsam.“

Ein langer Kuß von ihm, ein Händedruck und: „Morgen auf Wiedersehen, Luise!“

Noch einmal, ehe er ihre Hand aus der seinen ließ, sah er ihr lange und prüfend in die Augen, als wolle er sich vergewissern, daß sie nicht schwankend werden wird, dann schieden sie, und er sah ihr nach, bis sie hinter den Häusern seinen Blicken entschwunden war.

Luise stürzte nachhaus. Als sie in das Vorgärtchen eintrat, stieß sie auf Cilli, die, die Arme verschränkt, auf und abging. Sie hat auf mich gewartet. Wie soll ich mich entschuldigen? Aber was war das? Cilli sah garnicht aus, als wenn sie auf Entschuldigungen wartete; sie hatte ganz verweinte Augen, nahm sie in die Arme und sagte:

„Luischen, süßes Luischen, ich habe hier auf Dich gewartet. Als Du um acht nicht zuhaus warst, habe ich den Eltern gesagt, ich wollte lieber mit Dir hier essen. Du würdest doch nicht ins Hotel kommen mögen. Du kommst spät, Luischen.“

Sie machte ihr keinen Vorwurf, sie sah sie nur voll tiefen Mitleids an. „Was ist geschehen, Cilli? Was ist geschehen?“

Cilli reichte ihr eine Depesche, die sie hastig ergriff. Die Depesche war von Paul: Dein Vater schwer erkrankt. Komme nachhaus.

Wimmernd und stöhnend sank sie auf die Bank nieder. Cilli setzte sich neben sie. Sie war diesem

Verzweiflungsausbruch gegenüber vollständig ratlos; sie versuchte sie zu trösten, schlang liebevoll den Arm um sie, küßte sie, lehnte den Kopf an ihre Schulter. Da sprang Luise auf und stieß sie von sich. An der Schulter hatte Steffens Kopf geruht, hier umschlang sie sein Arm, da brannten seine Küsse, ruhten seine Lippen. Die Hände fest zusammengepreßt, ging sie einigemal im Garten auf und nieder. Cilli war erschrocken stehen geblieben, bis Luise, ihr die Hand reichend, wieder zu ihr trat und sagte:

„Sei nicht böse, Cilli, daß ich so seltsam war, vielleicht erfährst Du es noch einmal. Jetzt hole mir, bitte, den Fahrplan. Ich glaube das Schiff geht morgen um drei Uhr.“

„Willst Du allein reisen?“

„Ja.“

„Die Reise ist so weit, Luischen. Ich könnte sie im Leben nicht allein machen. Ich fürchtete mich.“

„Ja, sie ist weit. Gott im Himmel, wenn ich meinen Vater nicht mehr lebend anträfe! Wenn ich ihn nicht mehr um Verzeihung bitten könnte! Wenn er in fremden Armen gestorben, verlassen von seinen Kindern! Denn was nützte ihm da Walter? Ach, warum bin ich hierhergekommen?“

Aus den Worten sprach eine so maßlose Verzweiflung, daß Cilli sie garnicht allein lassen mochte, nicht einmal um ins Haus zu gehen; sie blieb schüchtern neben ihr stehen.

„Es wird ja besser werden, Luischen, wird so schlimm nicht sein.“

„Nein,“ und sie schüttelte betrübt den Kopf, „es

wird nicht besser. Ich habe es nicht anders verdient; er wird tot sein, wenn ich nachhaus komme. Paul gönnt mir jedes Vergnügen; er hätte mir die Depesche nicht geschickt, wenn es nicht schon schlimm stand. Sie haben bis zum letzten Moment gewartet; sie hätten eher depeschieren sollen," ihre Augen stierten traumverloren zu Boden, „dann wäre manches besser gekommen, alles besser geworden. Jetzt geh, Cilli, hole mir, bitte, den Fahrplan."

Dann wäre der Ekel nicht da, fuhr sie in Gedanken fort, dann brauchte ich in alle Ewigkeit nicht Ekel und Abscheu vor mir selbst herumzutragen, darum, daß ich am Hals Georgs hängend, vor Lust und Entzücken verging, während mein Vater vielleicht im Sterben lag, denn gerade heut Nachmittag wird es so geworden sein, daß sie das Schlimmste befürchteten. Die Pflicht vergessen! Zehn Minuten später vielleicht auch die Ehre vergessen! Wer weiß es? Ich bin furchtbar gestraft. Ich bin Schuld daran, wenn es mit meinem Vater eine schlimme Wendung nimmt. Ich kann Steffens nicht angehören! Wenn mein Vater am Leben bleibt, er sich wieder erholt, darf ich ihn vorläufig nicht damit erregen und wenn er stirbt, dann, dann . . . wäre auch für mich der Tod das beste. Cilli kam wieder und unterbrach ihre Gedanken; das Schiff ging wirklich um drei Uhr morgens.

„Da kommen Deine Eltern, Cilli. Mit denen will ich alles besprechen."

„Ach, Luischen!" und nun brach Cilli, da sie Luise gefasster sah, in Thränen aus, „daß die himmlisch schöne Zeit so enden mußte!"

Die Teilnahme Schönborns war die wärmste und herzlichste.

„Ich bringe Dich ans Schiff, Luise.“

„Nein, Onkel, das ist wirklich nicht nötig. Ich brauche kaum geweckt zu werden. Ich gehe garnicht zu Bett wenn ich gepackt habe und bleibe im Wohnzimmer. Ich kann doch kein Auge zuthun. Gute Nacht.“

Gilli blieb bei Luise, bis dieselbe sie zwang zu Bett zu gehen.

„Laß uns heute noch Abschied nehmen, Gilli.“

Ein schwerer Abschied! Ein Abschied, als wenn sich die beiden für lange Jahre nicht wiedersehen sollten.

„Verzeih' mir alles, Gilli, was ich Dir gethan.“

„Du hast mir nur Liebes gethan, Luise.“

„Bitte, sag' mir, daß Du mir alles verzeihen.“

„Ja. Aber ich weiß nicht was.“ —

Es war ein trüber, regneriger Morgen. In ihren Mantel gehüllt saß Luise auf dem Deck des Schiffes. Alle ihre Gedanken weilten bei ihrem Vater. Ob sie ihn noch lebend antreffen würde, ob er auch krank geworden wäre, wenn sie hätte bei ihm in B. bleiben können, sie Steffens Brief nicht nach Sylt getrieben hätte? Wie hatte er sie in ihrer Krankheit gepflegt! Wie treu und sorgsam hatte er von früh bis abend an ihrem Bett gesessen und wie wohlthuend war ihr seine Liebe gewesen! Und er, der gerade so dankbar für Liebesbeweise war, wie sie, er war allein. Von seinen beiden ältesten Kindern stand keines an seiner Seite! Keines! Wie hätte

sie ihn pflegen können, ihm alle Liebe vergelten! Er war in der letzten Zeit nach ihrer Krankheit ruhiger, fast heiter geworden, war so dankbar für alle Aufmerksamkeiten, die sie ihm erwies, und an die sie früher nicht gedacht, weil sie glaubte, sie machten ihm keinen Eindruck. Wenn er nun keine rechte Pflege hatte! Wenn Tante Cäsar nicht kommen konnte, er mit dem einen Mädchen das Nötigste entbehren, litt, während sie in ihrem Liebestaumel halb von Sinnen kam!

Angsterfüllt wie sie war, malte sie sich die schrecklichsten Dinge aus. Das ließ ihre Liebe erlösen, erfüllte sie mit Abscheu vor ihrer Liebe. Wohl sah sie da drüben an der Küste von Sylt, die immer mehr entwand, den Leuchtturm von Wenningstedt, dort lag vielleicht sein Haus und da jenseits die Düne, auf der sie dem Sonnenuntergang zugehört; aber ihr war zu Mut, als lägen Jahre zwischen heute und gestern. Wenn nur die Reise nicht so weit wäre! Wie langsam war die Fahrt im Wagen, vom Landungsplatz Hoyer nach dem Städtchen Tondern, wo die Bahnstation liegt. Wie trostlos die Fahrt durch die trübe, regnerige Gegend! Und nichts thun zu können, um sie zu beschleunigen! Nichts!

In Tondern waren drei Stunden Aufenthalt. Was kann in der Zeit nicht alles geschehen! Jetzt unterwegs konnte sie nicht einmal eine Depesche erreichen! Jetzt war er vielleicht schon tot! Großer Gott! Und sie faltete angstvoll die Hände, wie sie im Eisenbahnwagen saß und der Zug von Tondern aus so langsam durch die weite Ebene schlich. „Gott

im Himmel, laß mich ihn wenigstens noch lebend antreffen, daß er mich nur noch einmal sehen kann; ich weiß, daß er es möchte, nur einen Augenblick wenigstens . . . straf mich nicht so hart . . . ich bin schon genug gestraft durch die fürchterliche Angst und Pein, die ich erdulde . . . mein ganzes Leben lang will ich nur für ihn sorgen und an ihn denken . . . gut machen, was ich gethan . . . ich habe ja noch so viel gut zu machen . . . laß mich ihn nur noch lebend antreffen . . . jetzt wo ich ihn verlieren soll, weiß ich erst ganz, was er mir war.“

Am nächsten Morgen kam sie endlich zuhaus in B. an. Paul erwartete sie auf dem Bahnhof und fuhr mit ihr nachhaus.

„Wie geht's meinem Vater?“

Er sah sie traurig an. Da faßte sie leidenschaftlich seine beiden Hände.

„Paul, um Gotteswillen! wie geht es ihm? Ist er tot?“

„Ja, Luischen.“

Kein Laut aus ihrem Munde, kein Wort! Wie gebrochen sank sie zurück. Paul, dem diese Stille grauenvoll war, faßte sie an der Hand.

„Er ist sanft eingeschlafen, Luischen.“

„Er ist tot! Wirklich tot! Was bleibt mir jetzt noch übrig? Sprach er von mir?“ Ihre Augen hingen angstvoll an seinem Gesicht.

„Ja, bei klarem Bewußtsein und in seinen Fieberträumen. Meine Mutter war von Anfang an bei ihm und hat ihn treu gepflegt. Walter hatte ich zu mir genommen. Deines Vaters letzte Worte waren

— er starb bei Bewußtsein — wir sollten Dich grüßen. Wenn Du ihn gesehen hättest, Luischen,“ und nun ließen ihm die hellen Thränen über die Backen, „den Blick, mit dem er mir zum Abschied die Hand gab, wie sich in dem Blick noch einmal seine ganze Seele widerspiegelte! Ich habe ja manchemal zu meiner Mutter gesagt, wenn sie ihm böse war: ‚Laß nur den Onkel Trebbin; er ist ein ganzer Mann, wenn er auch oft genug unbequem für seine Umgebung ist.‘ Er ist ein Charakter, ein Mann treu bis in den Tod, und die werden immer seltener in unserer Zeit, Luischen. Wir Jungen wissen nicht mehr soviel von dem heiligen Pflichtgefühl, das in den Alten steckte.“

Bei diesen Worten zuckte sie zusammen.

„Dein Vater war oft bei uns, wie Du fort warst, auch Berg mit Annie. Die drei haben sich gut verstanden; ehe sich's Dein Vater versah, sprach er immer wieder von Dir, bis wir ihn dann neckten und er lächelnd sagte: ‚Da ist bloß der Berg daran schuld; der stachelt mich immer dazu an.‘ Dann ging er, für seine Verhältnisse ganz vergnügt, auf Doktor Bergs Arm gestützt, nachhaus, während Annie ihm tüchtig die Cour machte, und wenn er die Gartenthür kaum geschlossen hatte, fing er schon wieder von Dir an. Er war auch so glücklich darüber, daß Du mit Schönborns die schöne Reise gemacht. Du brauchst Dir darüber keine Gewissensbisse zu machen. Warum wir Dich nicht eher gerufen, meinst Du? Am ersten Tage — ich besuchte Onkel früh morgens — war es noch nicht schlimm, garnicht. Du weißt, bei Lungenentzündung geht es manchmal schnell zu Ende. Meine

Mutter ging augenblicklich zu ihm. Am zweiten Tage verschlimmerte sich Onkels Zustand so, daß ich mittags gleich auf das Telegraphenamt stürzte. Nachmittags aber,“ hier barg Luise das Gesicht schauernd in ihre Hände, „stand es so mit ihm, daß ich fürchtete, er werde die Nacht nicht mehr überleben. Dann schöpften wir noch einmal kurze Zeit Hoffnung; bis er in der Nacht vor Deiner Ankunft verschied. Später, wenn Du gefaßter sein wirst, Luischen, will ich Dir alles sagen. Jetzt sind wir zuhaus.“

Er hob sie aus dem Wagen und schritt mit ihr die Treppen hinan. Er hatte Angst vor dem Augenblick, da Luise ins Zimmer treten und den Toten sehen würde.

„Wo liegt Papa?“

„In seinem Schlafzimmer.“

Sie stürzte hinein und warf sich über ihn.

Frau Cäsar kam nach einigen Minuten herein, da sie indes Luise immer noch regungslos verharren sah, trat sie wieder zurück.

Nach einer halben Stunde kam Luise zu den beiden ins Wohnzimmer. Tante Cäsar fiel ihr schluchzend um den Hals.

„Luischen, einziges Luischen, Du armes, armes Kind!“

„Ja, Tante Cäsar, wie soll ich Dir danken für das, was Du an meinem Vater gethan?“

„Ist nicht nötig, Luischen,“ sagte sie weinend, „ist nicht nötig. Ich habe es von Herzen gern gethan; wir zwei haben oftmals im Leben nicht miteinander fertig werden können; nun sind wir so ver-

söhnt geschieden, so recht versöhnt. Denk' mal, Deine Tante hätte keine Ruhe gehabt, wenn der alte Trebbin von ihr gegangen wäre, ohne daß sie ihm so recht aus vollem Herzen hätte was Liebes erweisen können.“

„O Tante Cäsar, daß wir uns nicht ein einziges Mal so recht ausgesprochen haben! Papa wußte, daß er sterben mußte. Was hätte er mir nicht alles für das Leben mitgeben können!“

„Paul hat Dir viel zu sagen. Er hat alles aufgeschrieben, was Dein Vater gesagt hat, der treue Kerl; er meinte, dann könnte er es nicht vergessen und Dir würde es lieb sein.“

„Das ist nicht dasselbe, Tante Cäsar,“ und sie schüttelte traurig den Kopf, „das sind nur geschriebene Worte. Ich kann mir's nicht denken, daß er tot sein soll,“ und sie stürzte wieder zu ihm zurück.

„Mutter, ich möchte es nicht gern, daß Luise heut Abend allein bliebe. Sie ist so entsetzlich verzweifelt und fassungslos, sie wäre imstande sich ein Leides anzuthun.“

„Daran habe ich nicht gedacht,“ sagte Frau Cäsar entsetzt zurückfahrend.

„Aber ich. Ich kenne Luise. Ich denke jedesmal, wenn ich sie sehe, was mag ihr nun wieder durch den Kopf schießen? In dem Kopf geht immer etwas vor.“

Als der Abend kam, lehnte Luise den Vorschlag Frau Cäsars, bei ihr zu bleiben, so bestimmt ab, daß die beiden nachhaus gingen, sie mochten wollen oder nicht. Luise hatte sie hinausbegleitet, kam dann wieder zurück ins Sterbezimmer, setzte sich neben den

Toten, nahm seine Hand in die ihre und starrte vor sich hin, gänzlich gedankenlos, als wüßte sie nicht einmal wo sie sei. Auf einmal fühlte sie, als wenn ihr die Eiskälte der Hand bis ins Innerste dränge. Grauen packte sie, sie stürzte ins Nebenzimmer und blieb dort einen Moment am Fenster sitzen. Wie thöricht und kindisch von mir! Wie kann ich mich vor meinem toten Vater grauen, der gerade so aussieht, als ob er schlief. Ich muß wieder hin zu ihm, muß bei ihm sein soviel als möglich, bis sie ihn forttragen.

Und sie ging wieder zu ihm zurück. Wenn er garnicht tot wäre! Wenn er wieder aufwachte! Wie er da, matt von der Lampe beleuchtet, vor ihr lag, sah er wirklich aus wie ein Schlafender. Wenn er sich regte! Mit dem Finger ein Zeichen machte, die schweren Augenlider höbe! Großer Gott! Sie schüttelte sich wie im Frost, daß ihr die Zähne zusammenschlugen und blieb einige Schritte von ihm stehen; dann hob sie die Lampe auf und sah, sich bezwingend, ihm voll ins Gesicht. Es war scharf beleuchtet. Er ist tot!

So sah er heut am Tag, als ich kam, noch nicht aus. Ihre Hände zitterten so heftig, daß sie die Lampe auf den nächsten Tisch stellen mußte, dann trug sie sie in die äußerste Ecke des Zimmers, so weit als möglich von dem Toten, und setzte sich wieder neben ihn. Sie hat ihn nicht pflegen können, nun wird sie doch wenigstens bei seiner Leiche machen. Taugt sie garnichts mehr? Ist sie so erbärmlich schlecht, daß sie, nachdem sie an Steffens Halse sich vergessen, nicht mehr die kleinste Pflicht erfüllen kann?

Pfui! So mag sie sich nicht, so nicht! Sie hatte auf einem niedrigen Schemel am Fußende des Bettes Platz genommen und stierte vor sich hin.

Jrgend etwas in ihr muß tot sein, in ihrem Kopf oder Herzen ein Nerv verletzt sein, der die Thätigkeit einstellt. Sie kann den Schmerz nicht mehr so voll empfinden wie damals in Sylt, und damals war ihr Vater noch garnicht tot.

Er ist tot. Ich wollte, ich wäre auch tot. Ich weiß keinen anderen Ausweg. Wenn ich tot bin, bin ich frei von Steffens. Mir ekel'ts vor unseren Küssen; mir kommt alles gemein und erbärmlich neben dem Toten vor.

Nun begann ihr Hirn fieberhaft zu arbeiten. Die Scene am Strande und auf der Düne stand mit einem Mal wieder vor ihr. Sie sprang auf und ging erregt im Zimmer hin und her. Wenn der Abscheu vor ihr selbst doch von ihr genommen würde! Sie hat die Achtung vor sich verloren. Während ihr Vater schon dem Tode verfallen war, verging sie, an Georgs Halse hängend, vor Entzücken, ward trunken vor Lust, geküßt von einem Mann, den sie einer anderen stahl! Und währenddem raste ihr Vater im Fieber, ward nicht müde, ihren Namen auszusprechen, er, dem nichts furchtbarer war als Treuebruch.

Wenn das Bild doch von ihr wiche! Es ist zum wahnsinnig werden. Wenn sie wirklich wahnsinnig würde!

Bei ihrem Wandern fiel ihr Blick plötzlich durch die offene Thür auf den Spiegel ihr gegenüber. Darin sah sie ihre Gestalt und schrak zusammen.

Ist sie das wirklich? Sie trat näher. Sie kam sich seltsam verändert vor. Sie will einmal die Arme heben, sich regen, einmal ihre Stimme hören, sich zu überzeugen, ob sie es wirklich ist.

Nun ward ihr erst recht unheimlich in dieser Totenstille.

Es giebt eine Form des Wahnsinns, da man sich einbildet, ein anderer spräche alle unsere Worte, mache unsere Bewegungen, da wir nicht wissen, ob wir noch wir selbst sind, da wir uns einbilden, wir seien unser eigener grauser Doppelgänger.

Luiſe war jetzt bereits so erregt, daß sie alles für möglich hielt, sie an ihrer wirklichen Existenz zu zweifeln begann.

Wenn ihr die Erregungen den Verstand zerrüttet hätten! Weiß sie es denn, ob sie nicht vielleicht schon ganz wirres Zeug denkt? Sie kann es selbst nicht beurteilen, ob sie nicht schon die Worte und Geberden einer Wahnsinnigen hat. Paul hat sie vorhin auch so seltsam angesehen.

Jetzt ist niemand da, der ihr Aufschluß geben kann. Sie mußte ihre ganze Willenskraft zusammennehmen, um den Gedanken zu verschneiden und kam wieder auf den ersten zurück: Ich muß sterben. Mit Steffens kann ich nicht zusammenkommen und ohne ihn nicht leben.

Sterben! Es ist eine Kleinigkeit . . . wirklich? Sie stierte, in ihrer Wanderung inne haltend, wieder auf den Toten hin. Wirklich eine Kleinigkeit?

Sie ging zum Schreibtisch, und nahm das Blatt Papier auf, auf das Paul die letzten Worte ihres

Vaters geschrieben. Vielleicht daß ihr das Ruhe und einen vernünftigen Gedanken gab! Aber sie war viel zu erregt, um zu lesen. Sie kam nicht über den ersten Satz hinaus und legte es wieder hin. Sie kann Steffens nicht angehören und ohne ihn nicht sein! Wer löst das Rätsel? Der Tod. Sie hat ja die Mittel in der Hand, hat die beiden Pistolen.

In fiebernder Hast riß sie alle Schubladen des Schreibtisches heraus, wühlte alles untereinander und fand sie nicht.

Wenn er sie nicht mehr hätte! Wenn sie verzweifelt wäre weiter zu leben!

Da sie sie nicht fand, ward ihre Gier sie zu haben immer größer.

Da, was ist das? Da stand das schwarze Kästchen. Sie selbst hatte es mit einem Haufen Papiere zugedeckt. Mit zitternden Händen hob sie es heraus und stellte es vor sich hin. Nun hat sie ihr Leben in der Hand, ist frei! Sie wollte es öffnen und fuhr entsetzt zurück. Noch nicht! Noch nicht! Wieder ging sie zu ihrem Vater. Eine Kleinigkeit! Er hat die Pistolen sein Lebtag daliegen gehabt, ist vom Leben gequält und gepeinigt worden, war des Lebens über satt und hat nie darnach gegriffen.

Was hat er doch einmal gesagt? Sie stützte den Kopf in die Hand und sann vor sich hin. Richtig, so ungefähr war's, daß das zuchtlose, feige Gesindel der Selbstmörder die widerlichste Ausgeburt unserer Zeit, der schlagendste Beweis für ihre Pflichtvergessenheit und Ehrlosigkeit seien. Ehrlos und feige! Ja gewiß, es gehört kein Mut dazu. Wenn die innere Ver-

zweiflung einen solch' furchtbaren Höhegrad erreicht hat, dann hilft sie uns über alles hinweg. Das Übermaß von Verzweiflung ersetzt den Mangel an Mut, und der Tod wird eine Lust.

Sie hat so glühende Sehnsucht nach den Dingen da, wie — ja — wie einst nach Georg. Sie stellen die Versuchung für sie dar. Sie muß gewaltsam an sich halten, um nicht zu ihnen hinzutreten.

Was ihr Vater wohl sagen würde, wenn er sie mit zerschossenem Hirn da liegen sähe? Auch eine von dem „zuchtlosen Gesindel.“ Der Selbstmord ist gemein geworden, zur Dirne, die sich mit dem ersten besten einläßt, heutzutage für jeden feil. Verkommene Subjekte, denen jegliche Kraft zu einer moralischen Handlung, Mut zu einer einzigen heroischen That fehlt, schießen sich heutzutage eine Kugel vor den Kopf. Nein. Sie will nicht zu ihnen gehören. Er soll sich ihrer nicht schämen. Sein Beispiel, sein pflichttreues, aufopferndes Leben sollen nicht umsonst dagewesen sein. — Aber wenn ich mich umbringe, thue ich anderen einen Dienst.

Sie stand wieder auf und sah gierig nach dem schwarzen Kästchen hin; es war, als wenn sich ihre Finger krampfhaft darnach ausstreckten. Der Angstschweiß brach ihr aus. Noch war die Versuchung nicht überwunden, packte sie von neuem. Sie will nur einmal sehen ob die Pistolen noch darin sind. —

Mit einem plötzlichen Entschluß öffnete sie das Kästchen. Wie kostbar sie aussahen mit dem eingelegten Perlmutter, klein wie ein Spielzeug!

Ob sie schwer sein mögen?

Ihre Hand streckte sich darnach aus; sie zog sie wieder zurück und stürzte ins letzte Zimmer.

Gott im Himmel, wenn sie das thäte, dann spräche sie allen Grundsätzen, allen Anschauungen ihres Vaters Hohn, sie will ja sühnen, was sie gethan. Wo bliebe die Sühne, wenn sie sich die Wohlthat erwieße und sich das Leben nähme? Aber es giebt keinen andern Ausweg. Wenn sie bis ans Ende der Welt ginge, Steffens käme ihr nach. Wenn er wieder Gewalt über sie bekäme!

Sie nahm eine der Pistolen in die Hand. Sie waren beide geladen; es war noch garnicht lange her, daß ihr Vater es ihr einmal gesagt hatte. Wie leicht sie war!

Sie brauchte sie nur an die Schläfe zu heben, ein Druck mit dem Finger, die Sache war gethan, und sie hatte Ruhe. Sie hob die Pistole; ihre Hand zitterte nicht, dann ließ sie sie wieder sinken. Wer weiß, ob es ein zukünftiges Leben gab, ob sie ihren Vater wieder sah? Aber wenn es eins gab! Wenn er sie wieder sah, als Selbstmörderin! Das Kind, auf das er so stolz gewesen, nach dem er sich sterbend noch gesehnt, sollte ein solches Ende nehmen, ihm die Treue brechen, wie es Hans-Kurt gethan? — Wenn sie einen andern Mann heiratete!

Wahnsinniger Gedanke! Das konnte sie nicht. Wirklich nicht? Nun konnte sie es ja zeigen, ob ihr ein starker Wille, eine sittliche Kraft inne wohnte. Da machte sie Steffens frei für Cilli und bezwang sich selbst. Als der Morgen dämmerte, war sie, den

Kopf auf beiden Armen liegend, vor dem Schreibtisch eingeschlafen.

Am nächsten Tage — Paul besorgte alle Vorbereitungen zum Begräbnis — trug sie diesen Gedanken fortwährend mit sich herum. Am Abend glaubte sie zu dem Schluß gekommen zu sein, sie könne nicht. In der Nacht ging sie abermals ernstlich mit sich zu Rat. Sie war jetzt viel ruhiger geworden, nachdem sie der Lust nach dem Tode Herr geworden, und wenn sie allein im Wohnzimmer sitzend — Walter kam erst nach dem Begräbnis wieder zu ihr — die Augen schloß, konnte sie sich einbilden, ihr Vater säße ihr, redend und lebend, gegenüber und sie bespräche mit ihm die ganze Sache. Sie sah sich nicht mehr mit Steffens zusammen und ihren Vater nicht mehr sterbend, sondern er trug einen liebevollen Ausdruck, sah sie gerade so an, wie damals, als er an ihrem Krankenbett gesessen und stimmte ihr bei. Er sprach garnicht von Selbstmord. Er that als wenn das unmöglich sei, nickte ihr nur zu und sagte: „Du hast ganz recht, Luisechen, Steffens Weib kannst Du nicht werden. Es ist die erste Bedingung zu unserem Glück, daß wir nichts zu erlangen streben, das gegen unser Gewissen ist, mit unserer Pflicht im Widerspruch steht. Du hast gefehlt, Luisechen. Aber unser Herrgott da droben wird Dir es nicht anrechnen und ich auch nicht, wenn Du Dich selbst überwindest und Steffens frei giebst. Nach ein paar Jahren wird er sich mit Cilli zusammenfinden. Sie ist noch so jung. Geh' zu Berg, Luisechen, der wird Dir helfen. Geh' zu Berg.“

Als sie die Augen öffnete, war sie ganz erstaunt, als sie ihren Vater nicht mehr sah, so lebhaftig hatte er vor ihr gestanden, und sie vermeinte noch seine Stimme zu hören: „Geh' zu Berg.“

Am Morgen darauf wurde Trebbin begraben. Nach der Trauerfeier, als alle fort waren, Walter auf dem Kirchhof war und Luise vielleicht eine halbe Stunde allein in ihrem Zimmer gesessen, kam das Mädchen herein und sagte: „Fräulein Luise, heute früh vor dem Begräbnis war ein junger Herr hier, der Sie durchaus sprechen wollte; als er aber hörte, daß heute das Begräbnis vom seligen Herrn sei, ging er wieder fort, er will wiederkommen. Er sei gestern Nachmittag das erste Mal hier gewesen. Wir waren da alle auf dem Kirchhof und Fräulein Luise kamen ja erst ganz spät abends mit dem Herrn Referendar nachhaus.“

Sie übergab ihr eine Karte im Couvert, auf die Steffens mit Bleistift gekritzelt:

„Habe mit Schönborns gesprochen. Komme.“

Sie steckte die Karte in ihre Tasche, zog sich an, sagte dem Mädchen nicht wohin sie ging, hielt sich eine Zeitlang bei Frau Cäsar auf, solange bis die Herren vom Kirchhof heimkehrten und ging dann zu Berg. Es war ihr furchtbar, sich nach der Trauerfeier auf die Straße in das Menschengewühl zu begeben, aber es mußte sein. Sie ging langsam, denn es war drückend schwül und sie selbst so müde, daß sie kaum von der Stelle konnte, die Beine zitterten ihr vor Erregung. In Bergs Haus angekommen, blieb sie auf jeder Stufe stehen, hielt an jedem

Treppenabsatz inne; noch hat sie ihr Leben in der Hand, kann mit Steffens gehen, wohin sie will; wenn sie aus dem Haus heraus kommen wird, ist es aus mit ihrer Freiheit. Sie warf den Kopf zurück und biß sich auf die Lippen. Sie will ausführen, was sie sich vorgenommen! Sie will! Sie ging schnell weiter und war nun oben, ehe sie sich's versah. Sie fürchtete sich zu klingen. Wenn sie nicht die richtigen Worte fände! Wenn er sie abweise! Sie klingelte.

„Ist der Herr Doktor zuhaus?“

„Ja.“

Berg saß gerade mit Annie am Tisch und half ihr bei den Schularbeiten. Als er Luissens ansichtig ward, sprang er schnell auf. Auf seinem Gesicht lag ein freudig erregter Ausdruck. Er brachte ihr gleich einen Stuhl.

Sie neigte sich zu dem Kinde herab und küßte es zärtlich. „Kann ich Sie allein sprechen?“ frug sie schüchtern.

„Geh', Annie, geh'. Lauf in die Küche, Kind, und sieh einmal, was Marie mir da draußen zu Mittag kocht.“

Die Kleine lief hinaus.

„Es ist eine lange, seltsame Geschichte, die ich Ihnen da erzählen will.“

Wie er ihre tonlose Stimme hörte, die traurigen Augen sah, schwand die Freude, die er im ersten Augenblick empfunden, dahin.

„Wie kann ich Ihnen behülflich sein, Fräulein von Trebbin? Sie wissen es, daß ich mit Freuden alles für Sie thue, was in meinen Kräften steht.“

„Zuerst will ich Sie fragen, ob Sie es vergessen könnten, daß ich damals Ihre Hand ausgeschlagen und ob Sie — sie mußte es sich sobald als möglich von der Seele sprechen — mich jetzt noch zum Weibe nehmen würden?“

Was war das?

Sie hatte gedacht, er würde sie seltsam ansehen ob dieser Unweiblichkeit, großes Erstaunen zeigen, nun sprang er auf. Freudenthränen stürzten aus seinen Augen, und Freude rötete ihm die Wangen.

„Fräulein Luise, wie glücklich Sie mich machen!“

Er ergriff ihre Hand und küßte sie. Ein flüchtiges Rot flog über ihre Wangen.

„Sie sind sehr gut gegen mich Herr Doktor. Ich sehe, ich hätte doch anders anfangen müssen. Als ich damals Ihre Hand ausschlug, that ich's, weil ich einen andern liebte, weil mir damals noch die Kräfte fehlten, mich loszureißen, kurz und gut, weil ich damals noch in jeder Hinsicht Luise von Trebbin war.“

„Und jetzt, was ist jetzt aus ihm geworden?“ unterbrach sie Berg.

„Ich will Ihnen alles erzählen. Sie müssen alles wissen.“

Nun folgte eine Schilderung ihres Verhältnisses zu Steffens; kein Zusammentreffen mit ihm ward vergessen, kein Wort verhehlt, zuletzt noch — das fiel ihr am schwersten — ihre Zusammenkunft in Sylt. Sie verschwieg auch nicht die erste Nacht zuhaus, in der sie sich das Leben nehmen wollte.

Vor ihr stehend, hörte er ihr ernst zu. Ein

paarmal hatte er sie unterbrechen, sie beschwören wollen aufzuhören, weil er sah, welche Qualen sie bei ihrer Erzählung erduldet, umsonst, sie schuldete ihm dies Bekenntnis. So furchtbar schwer es ihr anfangs geworden, jetzt wo sie's hinter sich hatte, fühlte sie eine Art Erleichterung. Sie stand langsam auf.

„Wollen Sie mich jetzt auch noch zum Weibe haben? Thun Sie, was Sie für richtig finden. Vielleicht halten Sie es für unweiblich, daß ich mit dieser Bitte zu Ihnen gekommen. Aber ich habe in meiner Todesangst keinen anderen Ausweg gewußt. Er wäre mir bis ans Ende der Welt nachgekommen. Als Ihr Weib bin ich frei von ihm und mir,“ sagte sie tief aufatmend. „Sie brauchen nicht zu glauben, daß dies ein rasch gefaßter Entschluß sei, den ich bereuen könnte. All meine phantastischen Mädchen-träume, meine törichten Ansichten, die ewig Rebellion predigten, habe ich abgestreift. Ich glaube, daß ich die Kraft in mir fühle ein neues Leben anzufangen, daß ich Ihnen geloben kann bis an mein Lebensende ein treues Weib zu sein. Ich habe mich jetzt, nachdem ich alles überwunden, erst wiedergefunden. Ich hatte mich verloren.“

Er schloß sie in seine Arme, seine Rippen zitterten, er brachte kein Wort heraus.

In dem Augenblick huschte ein Sonnenstrahl zum Fenster herein und spielte auf ihrem goldenen Haar.

„Wie Du gelitten haben mußt, Geliebte! Wie blaß Du aussiehst! Wie blaß!“ Und er fuhr ihr mit zitternder Hand über's Haar, „wie will ich alles thun,

um Dich dafür zu entschädigen. Du hast ja noch so wenig Freude im Leben gehabt, Luisechen, so wenig wahre Freude."

Er drückte ihren Kopf an seine Brust, und das geängstigte Geschöpf überkam mit einem Male ein himmlisch wohlthuendes Gefühl, das Bewußtsein: Hier hast Du Schutz, Ruhe und Frieden.

Ein blonder Kinderkopf guckte zur Thür herein: „Darf ich kommen?“ sowie die Kinder am Weihnachtsabend fragen, „ist Tante Luise fertig?“

„Ja Annie, ja!“ jauchzte er auf, „komm herein! Sieh Dir einmal Deine neue Mama an! Gefällt sie Dir?“

Jubelnd sprang die Kleine an den Beiden in die Höhe. „Tante Luise, süße Tante Luise, jetzt bleibst Du bei mir! Jetzt gehst Du auch vom Papa nie mehr fort.“

Bei des Kindes grenzenlosem Entzücken brach Luise in einen Thränenstrom aus, und er zog sie stumm an sein Brust.

*

*

*

Vier Jahre sind seitdem vergangen. Es ist ein köstlicher Herbsttag, und die Sonne scheint so warm auf Königsberg herab, als wolle sie die Menschheit dafür entschädigen, daß sie sich wieder einmal den ganzen Sommer fast hinter Regenwolken versteckt hat. In einem Gärtchen, das mit seinem mächtigen

Birnbaum, seinen mit Burbaum eingefassten Beeten, seinen üppigen Atern, Georginen und riesigen Sonnenblumen an Tante Cäsars altmodischen Garten erinnert, gehen Luise und Berg plaudernd auf und ab.

„Weißt Du was heut für ein Tag ist, Liebster?“ und sie schlägt die strahlenden Augen zu ihm auf, „heut machen Cilli und Georg Hochzeit. Das war das einzige, was mir bisher noch zu meinem Glücke fehlte.“

Wie er auf sein junges Weib herabsieht, überkommt ihn eine unwiderstehliche Lust ihre frischen roten Lippen zu küssen, und er neigt sich über sie. Luise wird dunkelrot. „Wenn das jemand sieht,“ sagt sie lachend.

„Wer soll's sehen, wer, Herzensweib? ringsherum nichts als Gärten, höchstens unsere brave, alte Wirtin,“ und er sieht nach einem der Parterrefenster des einstöckigen Hauses, „die freut sich, wenn ihre Mietsleute so verträglich sind.“

Er schlingt den Arm um ihren Nacken, und sie gehen wieder den schmalen Gang hinauf.

„Und morgen, was ist morgen?“ sagt sie schelmisch, „ich kann die Zeit kaum erwarten, wo wir unsern guten alten Paul hier haben werden, kann Dir nicht sagen, wie ich mich freue endlich einmal von den Lieben zuhaus mündlich zu hören, denn selbst Cillis seitenlange Briefe können mir das nicht ersetzen. Und weißt Du worüber ich mich noch freue?“

„Nun?“

„Darüber, daß ihnen einmal ein Augenzeuge erzählen kann, wie glücklich wir — ich bin, denn ob

mein gestrenger Herr auch glücklich ist, weiß ich doch nicht.“ Wieder sieht sie lachend zu ihm empor.

„Luiſe! ſüße Luiſe!“ aus ſeinen Augen, ſeiner jubelnden Stimme ſpricht grenzenloſe Freude über ihre Worte, „biſt Du wirklich ſo glücklich?“

„Nun hört dieſen eiflen Menſchen; alle Morgen, alle Abend ſoll ich's ihm ſagen: ja, tauſendmal ja.“

„Ich kann mir's immer noch nicht denken,“ und wie ſeine Augen an der herrlichen Frauengeſtalt herabgleiten, miſcht ſich in ſeine Liebe ein gut Teil Bewunderung, „daß ſolch ein Geſchöpf wie Du mit einem ſo täppischen Geſellen glücklich ſein kann. Du biſt viel zu ſchön für mich, zu gut, zu . . .

„Jetzt hör' auf,“ ſagt ſie und hält ihm lachend die Hand vor den Mund. „Gieb Acht, Paul wird Dich eines Besseren belehren. Der hat es mir vor fünf Jahren ſchon geſagt, daß ich es garnicht wert ſei einen ſolchen Mann zu bekommen.“ —

Am folgenden Tage ſteht Berg auf dem Bahnhofsperron, und ſieht geſpannt dem einfahrenden Zug entgegen. Jetzt hat er den Geſuchten erſpäht, hat Paul am Coupéfenſter ſtehen ſehen und geht, ſobald der Zug anhält, eilends auf den eben Ausſteigenden zu. „Paul, mein Junge, das iſt ſchön, daß Du da biſt.“

Die beiden Männer ſchütteln ſich die Hände, und Berg ſaßt nach dem kleinen Reiſekoffer, um ihn ſeinem Gaſt abzunehmen. Der ſträubt ſich energiſch, „Nein laß nur, Berg, das Ding iſt nicht ſchwer. Hier,“ und er übergiebt dem herbeikommenden Gepäckträger den Schein. „Habe ich nicht Gepäck wie

eine Primadonna? Aber daran ist nur Cilli ganz allein schuld; ich sage Dir, was die mir noch alles für die Kinder aufgepackt hat, haarsträubend ist's. Man sollte meinen vor seiner Hochzeit habe ein Mensch nur an sich selbst zu denken. Und ich, ich habe Anlage zu einem Familienfaktotum, das ist sonnenklar. Man mißbraucht mich. Jetzt sag' aber mal, wie's Euch geht."

Sie gehen jetzt durch das Bahnhofsgelände hindurch der Straße zu. Paul ist durch das Wiedersehen viel erregter als er sich selbst eingestehen will.

"Wie es uns geht?" aus Bergs Augen bricht ein Strahl reinsten Freude „frag Luise selbst; was mich anbetrifft, so hab' ich's nie für möglich gehalten, daß ein Mensch so glücklich sein kann wie ich es jetzt bin."

Paul sagt kein Wort, sondern klopft ihm nur vor lauter Vergnügen auf den Rücken. Wie er jetzt neben Berg in der Droschke sitzt und ihm ab und zu in die treuen, blauen Augen, das glückliche Gesicht sieht, überkommt ihn mit einem Mal die Rührung; dieser weichen Regung sucht er indes Herr zu werden. „Donnerwetter, Berg, sag mal, jetzt sehe ich erst, wie Du Dich verändert hast, Mensch. Du bist ja der reine Dandy geworden. Hab ich's Luise nicht gesagt, daß Du entschieden Anlage zu einem eleganten Schwerenöter hast?" und er sieht ihn lachend von oben bis unten an.

"Mach' jetzt keine schlechten Witze, wenn man so eitel ist, wie ich es in meiner Ehe geworden bin,

ist das gefährlich. Ich könnte Deine Worte für bare Münze nehmen und den Größenwahnsinn kriegen. Aber da sind wir."

"Was? das niedliche Haus mit dem kleinen Garten? Das sieht ja beinahe aus wie das unsrige." Dank seinen langen Beinen ist er im Nu aus dem Wagen gesprungen.

"Onkel Paul! Onkel Paul!" Ein allerliebstes kleines Mädchen kommt ihm mit einem Freudenschrei entgegengesprungen, und grade so wie damals hebt er das Kind mit seinen langen Armen empor.

"Annie! Hurrah Annie! Bist Du aber gewachsen," und er giebt ihr einen herzhaften Kuß. Wer aber ist die wunderschöne blonde Frauengestalt, die, mit einem Kind an der Hand, jetzt auf ihn zukommt? Ein wenig langsam schreitet sie die Treppe hinab, denn das Füßchen des Kindes tastet noch vorsichtig nach jeder Stufe, und jetzt streckt sie ihm mit dem alten Lächeln, nur viel sonniger, viel strahlender als sie je gelächelt hat, die Hand entgegen. Weiß der Himmel, was Paul bei diesem Anblick überkommt, er neigt sich auf die Hand herab und drückt sie an seine Lippen. Das junge Weib lächelt ihren danebenstehenden Mann, der kein Auge von ihr verwenDET, schalkhaft an. "Ich glaube gar, Paul, was fällt Dir ein?" und sie heut ihm die frischen Lippen zum Kusse dar. "Und was ist das? Hurrah, was ist das für ein Meisterwerk?" sagt Paul jubelnd — die Thränen kommen ihm nachgerade vor Freuden in die Augen — und hebt den zweijährigen blonden Jungen, der sich scheu in den Kleiderfalten der Mutter

verbirgt, zu sich empor. „O Du Bub, Du bist ja ein wundervoller, ein einziger Bub! Du siehst ja aus wie Deine Mutter.“ Und da der gute Onkel Paul gemäß Annies Prophezeiung immer noch keinen Schnurrbart aufzuweisen hat, so werden seine Rüsse nicht übel vermerkt. Dann treten sie in das behagliche Wohnzimmer ein.

„Hört mal,“ sagt Paul „hier gehe ich nicht mehr fort, hier richte ich mir im Giebel ein Austragstübel ein, hier braucht man bloß zur Thür herein zusehen, um zu wissen, wie wohl man sich hier fühlen muß. Jetzt hab' ich nur noch einen Kummer, daß Mutter Cäsar, Cilli und die Andern zuhaus das nicht mit ansehen können.“

In der Dämmerstunde sitzen Luise und Paul allein im Wohnzimmer. Luise hält ihr Kind auf den Knien; der Kleine hat müde seinen Kopf an ihre Brust gelehnt; es ist bald Schlafenszeit. „Und jetzt erzähl' mir noch mehr von Cilli,“ sagt Luise, „vorhin haben wir nur so im allgemeinen von allen geredet. Ich kann's nicht oft genug hören, daß sie wirklich glücklich ist. So recht zur Ruhe gekommen bin ich erst, als sie mir vor einem viertel Jahr schrieb, sie würde nun bald Hochzeit machen.“

„Ihr seid zwei drollige Ränze, Luise; als ich Cilli das letzte Mal vor ihrer Hochzeit sprach, waren ihre letzten Worte: sieh, ob Luisechen wirklich so glücklich ist. Du kennst sie so gut wie ich. Du weißt's ganz genau wie sie aussieht wenn sie glücklich ist; an den Augen kannst Du's ihr schon ansehen. Jetzt komme ich zu Dir und Du sagst dasselbe.

Ja, Steffens und Cilli sind glücklich, ein anderes Glück vielleicht als sie es damals gefunden hätten, ist ihnen jetzt zu Theil geworden. Aber ist Dein Glück nicht auch grundverschieden von dem, welches Du Dir damals erträumtest? Die beiden würden Dir sehr gut gefallen. Lotte Steffens, die noch etwas burschikoser geworden ist, findet, daß ihr Bruder jetzt erst gegen Cilli so war, wie es ein „richtiger Bräutigam“ sein muß. Sie selbst ist übrigens sehr vergnügt.

Wie Steffens geworden ist? Ernster, viel ernster. Aber weiß der Teufel, er hat dadurch nicht verloren. Er war zu verwöhnt vom Glück; es mußte auch einmal anders kommen. Weißt Du noch, wie er damals Cilli immer nur wie ein Kind behandelte. Das ist anders geworden; er weiß jetzt was Cilli wert ist. Die kleine Cilli hat eine ganz großartige Auffassung von der Liebe; sie hatte Euch beiden schon vergessen und vergeben noch ehe sich Steffens ihr wieder genähert hatte. Sie sieht jetzt nicht mehr mit solch stummer Anbetung zu ihm empor; aber er scheint trotzdem in ihren Augen nichts dadurch verloren zu haben, daß er nun nicht mehr so ganz fehlerlos dasteht. Sie hat immer noch ihre braunen Kinderaugen, die keine Cilli; aber sie ist kein Kind mehr. In dem Gesicht ist jetzt noch ein anderer Zug. Die schwere Zeit hat ein junges reizendes Weib aus ihr gemacht. Sag's Luise, daß ich sehr glücklich bin, hat sie mir noch zuletzt gesagt; denn die Liebe zu Dir sitzt ihr noch tief im Herzen. Gott sei Dank, daß die schwere Zeit vorüber ist.“

„Ja Gott sei Dank,“ sagt Luise und drückt den Kleinen, der sich jetzt aufgerichtet hat, und die Armechen um ihren Hals geschlungen, auf ihren Knieen steht, zärtlich an sich „es war eine furchtbare Zeit. Aber Ihr wißt es nicht, wie mein Mann damals war.“

Paul nickt zustimmend.

„Nein, auch wenn Du das beste von ihm denkst, kannst Du Dir doch keinen Begriff davon machen, wie rücksichtsvoll, wie wohlthuend die Art und Weise war, in der er mit mir verkehrte. Und es war wahrhaftig keine Kleinigkeit für ihn,“ sagt sie ernst, „denn er wußte es, ich liebte ihn nicht. Ich hatte damals noch einen andern im Sinn. Er wußte es nur, daß ich grenzenloses Vertrauen zu ihm hatte, und das machte ihn sicher. Du hattest recht, als Du damals sagtest, ich verdiente ihn nicht.“

„Luischen“ und Paul sieht sie bewundernd an, „Du weißt's, ich war schon immer in Dich vernarrt, ich habe Dich schon immer schön gefunden und habe sogar schon von früh an, was viel sagen will, Zutrauen zu Deinem Charakter gehabt, daß Du aber einmal so werden würdest Luischen, so schön, wie Du da mit dem famosen Bengel vor mir sitzt und so . . .

„Still,“ unterbricht sie lachend seine begeisterte Rede, „still, Du Narr, sag' das alles meinem Mann, wenn Du willst, ich habe jetzt keine Zeit. Ich will den Liebling zu Bett bringen,“ sagt sie aufstehend und das Kind auf den Arm nehmend; „es ist bald halb sieben. Der Schelm ist schon müde, sonst hätte er sich nicht bei unsern ihm höchst un-

interessanten Unterhaltungen so ruhig verhalten. Und wenn mein Mann und Annie kommen sollten, so sag ihnen, wo ich bin. Willst Du den kleinen Kerl denn auch in seinem Bettchen liegen sehen? Er sieht gar zu süß aus," und sie drückt den blonden Kopf zärtlich an ihre Wange. Nachdem Luise das Zimmer verlassen hat, kommt Annie herein; sie sieht sich suchend ringsum: „Onkel Paul, wo ist Mama?“ „Bei dem Kleinen.“ Wie der Blitz ist sie zur Thür hinaus. Ich bin gespannt, ob mich Berg auch so sitzen läßt. Ach, auch seine ersten Worte sind nach einem suchenden Blick: „Wo ist meine Frau, Paul?“

„Höre," sagt Paul und tritt feierlich vor ihn hin, „ich finde es ganz begreiflich, daß sich hier alles um diese Königin dreht, ihr alles in ganz unverantwortlicher Weise die Cour macht, daß Ihr aber Euern armen Gast so ganz als Nebensache behandelt . . .“

„Armer Junge, Du hast ganz recht," sagt Berg lachend „ich bleibe bei Dir.“

„Nein, geh' nur, geh'; sie hat selbst nach Dir verlangt.“

„Wirklich? hat sie das? Dann stehst Du's ein, daß ich nicht anders kann; aber ich bin gleich wieder da," und glückstrahlend geht er zur Thür hinaus.

Wie schnell sind die vierzehn Tage verflogen, die Paul für seinen Aufenthalt bei Bergs bestimmt hatte, schnell wie ein einziger Tag. An einem kalten Herbstmorgen steht die Familie Berg, das jüngste Mitglied ausgenommen, plaudernd vor dem Coupé, in dem sich Paul soeben einen Platz belegt hat.

„Gieb mir die Hand darauf, Luise, daß Ihr nächstes Jahr zu uns kommt.“

„Nein, Paul, das geht nicht an, so groß auch meine Sehnsucht nach Euch allen und dem Grabe meines Vaters ist. Aber die weite Reise ist nichts für den Kleinen, und allein lasse ich ihn nicht, wenn auch unsere alte Marie sehr brav ist.“

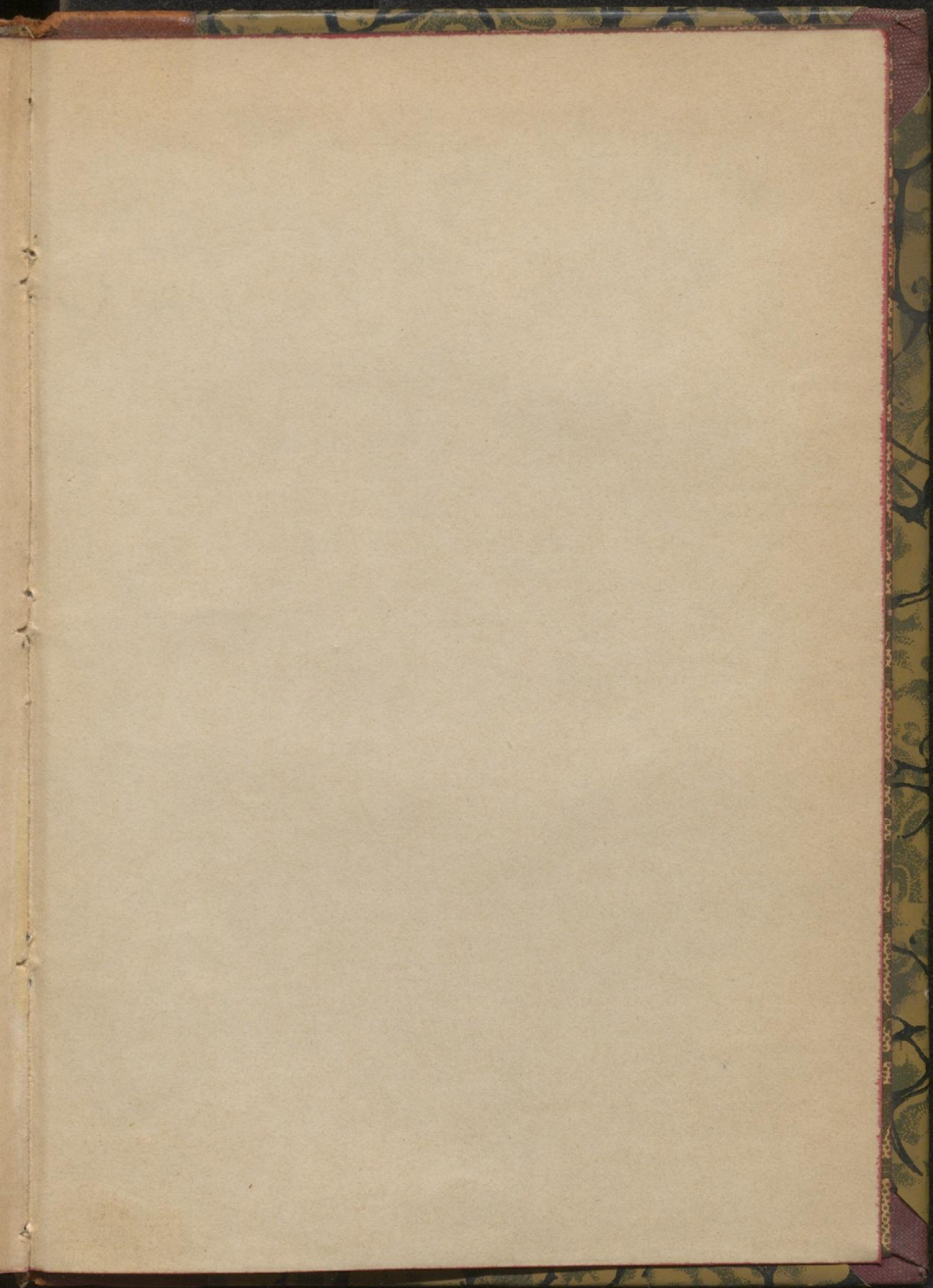
„Aber wenn ich nun hier bliebe, Luise,“ sagt Berg, „dann könntest Du doch ruhig gehen.“

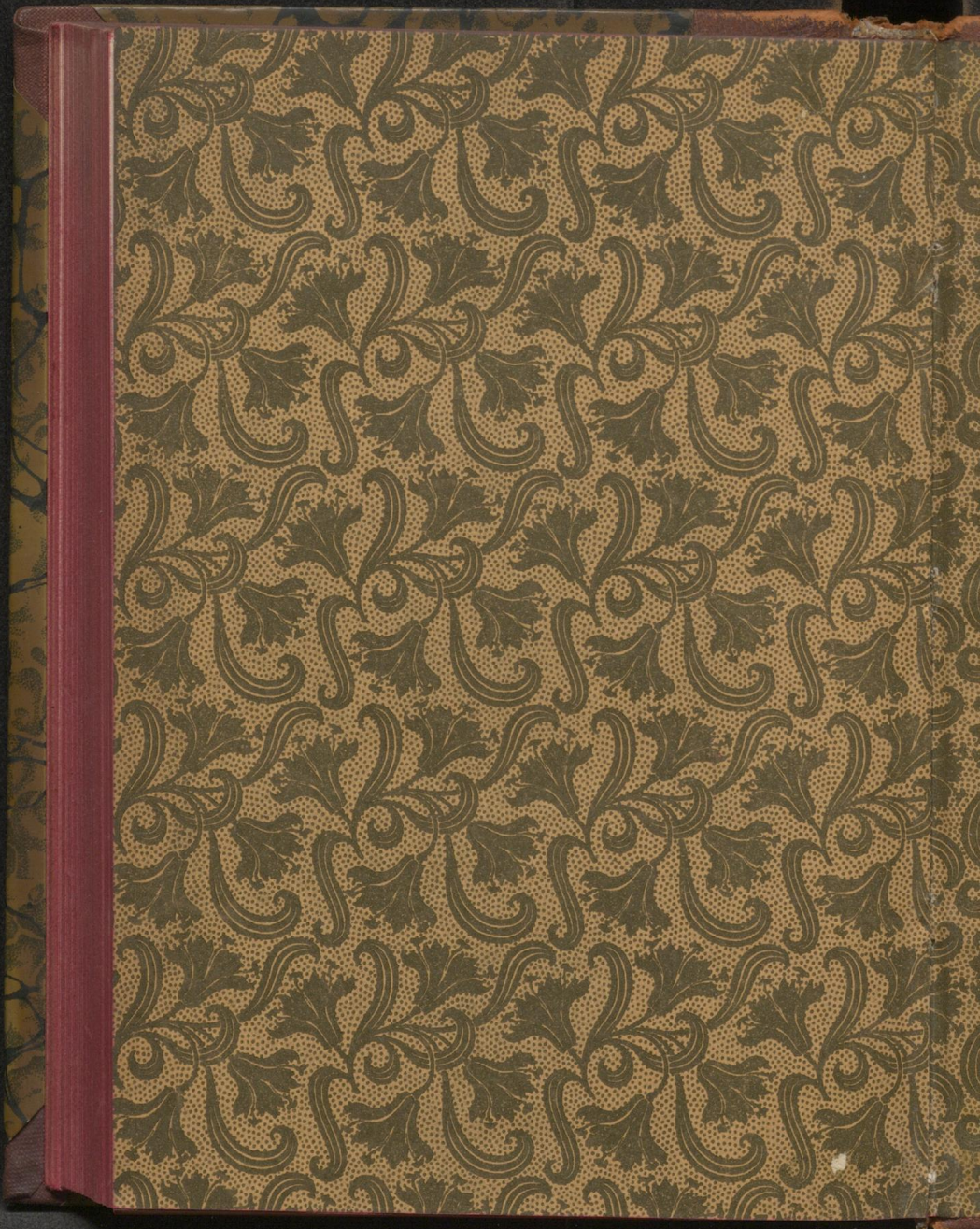
„Nein, ich gehe nicht ohne Dich, Liebster, wirklich nicht. Grüß' Deine Mutter tausendmal und vergiß nicht meinen Dank dafür, daß sie Walter bei Euch im Haus wohnen läßt und daß sie so treu für das Grab meines Vaters sorgt. Danke auch Cilli für den glücklichen Brief, den sie mir gestern noch aus Luzern geschrieben. Grüße alle, alle.“

Einsteigen! Noch ein letzter Händedruck. Paul springt ins Coupé, und der Zug setzt sich in Bewegung. Annie weht mit ihrem Taschentuch, Paul schwenkt seinen Hut, die andern grüßen und winken bis der Zug in einer Biegung verschwindet und von dem Scheidenden nichts mehr zu sehen ist, dann wandern die drei einträchtiglich ihrem Häuschen zu.



Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Schriftführer des Letzt-Vereins.





Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft
Segerinnenschule des Letzte-Vereins.

